

Verbundkatalog Kalliope

Der Tor am Meer

Bonsels, Waldemar

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

DER TOR AM MEER.

von
Waldemar Bonsels

Es lag eine alte Stadt am Meer. Gegen das öde und unfruchtbare Gebirgsland zu schloss eine Hügelkette sie von der Landschaft ab; Es gab nur noch eine verfallene Heerstrasse, die durch Steingeröll und dürftige Kiefern und Föhren emporführte, und die Bewohner der Stadt mit der übrigen Welt verband. Ihr Weitenblick und Weg, ihre Zuflucht für Nahrung und Hoffnung war das Meer geworden.

In vergangenen Zeiten hatte die Ortschaft in Handel und Wandel mit den Nachbarstädten und den fernen Siedlungen der Inseln in Blüte gestanden und war zu Wohlstand gekommen, aber als lange Kriege ihres Volkes und die daraufhin einsetzenden Untaten der Seeräuber Verfall und Zerstörung über Land und Meer getragen hatten, verfiel die wohlbekannte und schöne Siedlung und ihr Umland. Die jungen Leute, Jünglinge und Mädchen, verliessen nach und nach, und die Kommenden immer wieder, die Heimat, um in der Ferne ein besseres Los zu suchen, und die Zurückgebliebenen verarmten langsam und fast ohne dass sie es merkten. Sie fristeten ihr Dasein durch Fischfang und den geringen Frucht- und Weinbau, den die Hänge der Berge zuliessen, und vergassen allmählich die guten Tage ihrer Väter.

An der Küste trauerten leer und verlassen die Herren- und Handelshäuser und die Paläste der Vornehmen; Himmel, Seewind und Weingeranke hielten ihren beständigen und unbeständigen Einzug in die verödeten Hallen, und der Regen wusch unter eingestürzten Decken die farbigen Bilder vom Mörtel der Saalwände. Nur hier und da gab

es noch verschonte Räume, in denen vielleicht eine morsche Holzstatue oder ein vom Holzwurm zernagtes, geschnitztes Schrankwerk über den zerbröckelnden Steinmosaiken trauerten, die einst den Fußboden zu ebener Erde wie bunte Teppiche geschmückt hatten.

Der alten Kirche war bei einem Unwetter durch den Blitz ihre tönende Seele verwundet worden; die Glocke im Gebälk war geborsten. Kam es dazu, dass sie bei feierlichen Gelegenheiten oder bei einem Grabgang geläutet wurde, so erklang ihre Stimme blechern und brüchig, sie schwang nicht mehr wie einst in die Schluchten der Täler oder über die bewegte Meerweite dahin. Am nicht breiten Strandgebiet lagen tagsüber die Fischerboote, die von den Männern stehend gerudert wurden, wenn sie auf den Fischfang hinausfuhren. Die einst leuchtenden Farben ihrer Planken waren erloschen und ergraut, und mancher Bug und manche Rippe zeigten sich im Bettlergewand von Flickwerk, zerschunden und verwittert von Himmelsglut, Kälte und Meersalz. Die Behausungen der Fischer, Weingärtner und Tagelöhner drückten sich armselig und baufällig an die Felshänge. Nur dicht am Strand, nahe dem alten Mauerwerk der einstigen Hafenfeste, erhob sich ein Gasthaus mit stärkeren Mauern, wohnlichen Wirtschaftsräumen und einem freundlichen, offenen Vorbau, der, von Weinranken eingesponnen, dem Gast einen Ausblick auf die Weite der See eröffnete. In diesem Hause fanden Reisende Unterkunft, falls sich einmal ein Fremder in den abgelegenen und vergessenen Ort verirrte, und am Abend versammelten sich dort die letzten Bürger und Fischer, der taube Pfarrherr, der Bürgermeister und Bootsknechte, zu schweigsamer Geselligkeit bei Würfelbecher und Weinkrug.

Laute Rufe und frohe Worte, Lachen und heitere Gemeinschaft

waren so selten geworden wie ein Falter zur Winterszeit, denn die Jugend fehlte. Es lagerte wie ein dunkler Alp von Verlassenheit über dieser dahinsterbenden Stadt und ihren Menschen, es war, als habe sich der Tod dort schon seit langer Zeit eine Heimstätte ausersehen und zögere nur noch mit seiner letzten Einkehr und seiner endgültigen Herrschaft.

Eines Abends im Sommer, als die Fischer ihre Boote ins Meer ziehen wollten, erblickten sie in weiter Ferne der See das hochgetakelte Segelwerk eines grossen Schiffes, das, mühsam gegen den Landwind ankreuzend, auf ihre Küste zuhielt. Neugierig und nicht ohne Besorgnis und Schrecken beobachteten sie das stattliche Fahrzeug, das sie anfänglich für eine Fregatte hielten. Der Bürgermeister gab den Männern den Befehl, sich zu bewaffnen, da er Arges für seine Stadt und ihre letzten armen Güter befürchtete, obgleich sich lange Jahre hindurch kein Raubüberfall mehr ereignet hatte. Als das Schiff sich näherte, erkannten sie, dass es eine vollgetakelte Brigg von unbekannter und prächtiger Ausgestaltung war, mit hohem Achterdeck, als trüge sie ein Holzhaus mit sich, und mit einer stolzen Galmionsfigur, die ein drachenartiges Ungeheuer darzustellen schien.

Die Männer und Frauen hatten sich am Strand auf den Ruinen der verfallenen Bastionen versammelt und sahen nun, dass der Segler in naher Ferne beidrehte und Anker warf. Man erkannte die bewegten Gestalten der Seefahrer deutlich an Bord, ihr Gehabe erschien den Betrachtenden gelassen und keinesfalls unfriedfertig, und man beruhigte sich und liess das ausgesetzte Boot, das von nur vier Männern gerudert wurde, ohne Sorge herannahen.

Es war darüber Nacht geworden und der Mond beleuchtete Meer und

Strand mit seinem stillen, geisterhaften Licht. Mitten in der silbernen Strasse, auf der Meerflut, schaukelte die Brigg, ohne Tuch gerefft zu haben. Das Boot näherte sich mit wuchtigen Ruderschlägen und fand die rechte Einfahrt durch die Strandklippen mit Sicherheit. Als es mit den sanften Wogen der Dünung im Sand auflief, gingen die Stadtältesten den Ankömmlingen zögernd entgegen, um ihnen bei allem behilflich zu sein, was erforderlich war, das Fahrzeug und seine Insassen zu bergen und ihre Wünsche anzuhören. Jedoch die Fremden lehnten Rede und Antwort mit finsterem Schweigen ab, und zwei von ihnen hoben eine weibliche Gestalt behutsam über den Bootsrand, liessen sie auf dem Ufersand nieder, und st^eissten mit mächtigen Schultern und grosser Kraft ihr Fahrzeug in die tragende Meerflut zurück. Der Bürgermeister trat mit Staunen und fragendem Anruf vor, jedoch der bewaffnete Führer des Boots wies mit einer herrischen Gebärde auf die zurückgelassene Frau und rief kurz und hart zwei fremde Worte, wie einen Befehl:

"Wine goon!"

Dabei griff er in den Gürtel, löste einen Lederbeutel und warf ihn neben die Gelandete in den Sand. Er klirrte verheissungsvoll und vielversprechend mit dem Aufschlag am Boden. Schon schwankte das Boot wieder im sanften Wogengang, die Ruder fassten das Wasser gewaltig und das Fahrzeug glitt rasch davon, auf sein harrendes Schiff zurück, dessen Ankerkette aufrasselte.

Die am Strande Zurückgebliebenen nahmen sich mit Zögern der jungen Frau an, die kraftlos auf den Sand gesunken war, so dass das Tuch, das zum Schutz gegen die Kühle des Meers um ihre Schultern gelegen hatte, sich löste. Da sahen die Männer, dass sie die Fremde der Obhut

und der Hilfe der Weiber überlassen mussten, denn sie erkannten, dass die Wehen einer Geburt sie schüttelten.

Der Besitzer des Gasthauses erbot sich ohne Umschweife und bereitwillig, die Gequälte und Gesegnete bei sich aufzunehmen, zumal eine erfahrene und kundige normannische Magd mit Namen Madrun ihm diente, die vor Jahren, ähnlich wie diese Fremde, mit Seefahrern an ihre Küste gelangt war, freilich nicht gegen ihren Willen, wie es hier offenbar stattgefunden hatte.

Man trug die Leidende ins Haus, durch die Reihen von Neugierigen hindurch, deren Gesichter und Gebärden lebhafteste Teilnahme an diesem ungewöhnlichen Ereignis verrieten. Es fehlte nicht an Erwägungen und Ratschlägen, jedoch der Gastwirt, der sich des Geldbeutels bemächtigt hatte, den er als Unterpfand für seine gegenwärtigen und für die Zukunft geplanten Leistungen sorgfältig in seinem Gürtel barg, befahl, die Wehmutter herbeizurufen, und liess sich auf keinen anderen Handel ein.

Man ging zögernd auseinander, betroffen und erregt. Das Licht in der Wirtsstube erlosch in dieser Nacht erst gegen Morgen, man rätselte an dem Geschehnis herum, erregte sich und trank, während aus den höher gelegenen Räumen die wilden und furchtbaren Schreie der Gebärenden aufklangen. Gegen Morgen wurde es oben still, und die wenigen, die die Nacht überdauert hatten, erfuhren, dass die junge Mutter die Geburt eines Knaben mit ihrem Leben bezahlt hatte.

Man begrub die fremde Frau und gab ihrem Holzkreuz die althergebrachte Inschrift der angeschwemmten und unbekannten Toten, das Merkmal der Namenlosen: Gegeben vom bewegten Meer, beruhigt in Gott.

Es erhob sich noch ein Streit um den Inhalt des Geldbeutels;

jedoch der Wirt, von seiner normannischen Magd Madrun bekräftigt, erklärte dem Bürgermeister gelassen, er gäbe Kind und Gold heraus, wenn beides ungesehen von der Gemeinde übernommen würde, ungesehen, wie er am Tage der Ankunft beide aufgenommen habe. Da liess man es ihm, mehr vom Begehren der schweigsamen Magd überzeugt, die das Kind beschützte, als vom Wohlwollen des Begüterten. -

"Sag uns doch", fragten die Fischer das normannische Mädchen, von dem sie bei Wein und Fischgericht bedient wurden, "was heisst und bedeutet das dunkle Wort, das der fremde Herr uns zugerufen hat, als er die unselige Mutter bei uns landete."

Madrun bedachte sich eine Weile und meinte dann zögernd und besonnen:

"Es heisst: Des Kindes Recht."

Wie wohl, wollten sie wissen, sei solch ein Ausspruch zu verstehen. Die nicht mehr Junge besann sich, ersichtlich erbötig, das Gefragte redlich auszudeuten, und meinte dann:

"Das Wort klang auf, als der fremde Herr den Goldbeutel neben die Mutter warf, so mager wohl gemeint und bestimmt haben, dass diese Gabe dem Kind und seinem künftigen Leben zugute kommen möge; es kann aber auch weit mehr bedeuten. Das legt euch zurecht."

Ein alter Fischer kraute sich den Bart, sah spöttisch und freundlich auf das grosse, hellaugige und ungefüge Mädchen, das nun den ihr versagten Lebenssinn einer Mutter für sich in Anspruch genommen hatte, wie allen erkennbar geworden war, und antwortete mit Wohlwollen:

"Des Kindes Recht, das haben manche vergessen. Du sollst im Geist der hilflos gewordenen Mutter bedankt sein, wenn du es er-

füllst. Wie willst du den Knaben mit Namen nennen?"

Madrun antwortete: "Er soll so genannt werden, wie man ausrief, als er an unseren Strand gebracht wurde, er soll Winegoon heissen."

Es widersprach ihr jetzt und fortan niemand mehr, wenn sie ihre Wünsche für das Kind vorbrachte oder wortlos durchsetzte. Der Wirt liess zu, was sich um den Kleinen her begab, denn Madrun war aus ihrer Liebessorge heraus voller Vorsicht und bescheiden, sie vernachlässigte ihre gewohnten Hauspflichten nicht. Die Jüngeren und die Alten in der Gaststube oder am Strand kümmerten sich anfänglich um das heranwachsende Kind nicht weniger und nicht mehr, als um einen zappelnden Fisch in ihrem Netz.

Jedoch es erwachte mit den Jahren für den fremden Knaben eine sonderbare, abständliche und unpersönliche Teilnahme, man bemerkte sein Dasein und kümmerte sich um sein Ergehen. Winegoon wurde das Kind aller, das zarte Reis und die Knospe einer neuen Jugendwelt, die unter ihnen aufbrach. Das Ansehen der mütterlichen Magd im Gasthaus wuchs in der Ortschaft in einem stillschweigenden Uebereinkommen und gab ihr Gewicht und eine Würde, mit der sich Verantwortung verband. Alle hatten hierauf acht, ohne die Trägerin zu beeinflussen oder zu bedrängen. Zudem war Winegoon ihnen vom Meer gesandt worden, dessen Gaben Kraft und Hoffnung bedeuteten, es sandte die Wolken, den Regen und den Fisch, Wind für die Segel, fremdes Gut und die Zuversicht auf die Beständigkeit des Lebens. -

Als der Knabe sein zehntes Lebensjahr überschritten hatte, starb Madrun. Sie erhob sich eines Morgens nicht mehr von ihrem Lager, und als man sich um sie und ihr Ergehen kümmerte, drehte sie sich zur Wand hin ab, ohne zu antworten und ohne Nahrung zu

berühren. So lag sie still und ohne Klage drei Tage lang; am vierten verhüllte sie ihr Gesicht mit dem Kopftuch und starb.

Der Knabe zeigte bei ihrem Tod und Begräbnis keinen Schmerz, er betrachtete die Verschiedene, die man feierlich gebettet hatte, nur lange und mit einem Ausdruck von kindlicher Strenge, weigerte sich aber, das gemeinsame Zimmer noch einmal zu betreten, nachdem die Tote hinausgetragen worden war. Man liess ihm seinen Willen. Die erste Nacht nach der Bestattung seiner Pflegemutter schlief er auf der Bank am Herd, der in die Wirtsstube eingebaut war, nachdem er am Abend zuvor die Gäste durch sein gleichmütiges Verhalten in Erstaunen gesetzt hatte. In der Morgendämmerung holte er sein geringes Eigentum, sein Kleiderwerk und Bettzeug, und machte sich zu einem der alten Paläste auf, die am weiter abgelegenen Strand, dicht bei der Bastion, leer und verlassen verfielen. Hier befanden sich schon seit langem sein alter Kahn, den ihm die Fischer zu- rechtgeflickt und überlassen hatten, sein Spielgerät, die Angelschnüre und andere einfache Schätze seiner Kindertage.

Einen der Paläste schmückte ein uraltes, steinernes Tormonument von grosser Schönheit, zu dem drei breite Marmorstufen emporführten, die aus geborstenen Säulen der Vorzeit gefügt waren. Betrat man die leere geräumige Hausdiele, so erblickte man durch einen zweiten Torbogen den hoch ummauerten, verwilderten Gartenhof, der wie eine grüngoldene Höhle wirkte, wenn die Sonne das blühende und wuchernde Pflanzendickicht durchstrahlte. Zur Linken erreichte man zuvor einen noch wohlerhaltenen Wohnraum von welker und vergilbter Pracht, dessen hohe Fenster, ohne Rahmen und Glas, auf das Meer hinausführten, dem Blick nur den Himmel und die See

eröffnend. Sie leiteten das Auge zu Licht und Freiheit und grosser Bewegung am Himmel und auf dem Meer, zu Sternen, Wolken und Wogen, als gäbe es keine anderen Bereiche im All und auf der Erde.

Der Knabe besserte die Feuerstätte mit den behauenen Steinen aus, die er im Umkreis der Ruinen fand, den kleinen Herd, den er sich schon früher in der Schlucht des Kamins errichtet hatte. Dass im ganzen Haus Türen und Fensterrahmen längst schon fehlten, bekümmerte ihn wenig; der Einzug von Tag und Nacht, von Kühle oder Wärme, oder die hereindringenden Stimmen der Meerbrandung fanden willkommenes Anrecht an ihn und sein Haus. Man liess ihn gewähren.

Zuweilen fand er sich bei der Beschäftigung der Fischer ein, half ihnen beim Säubern und Flicken der Netze oder fuhr mit ihnen auf den Fischfang hinaus, wenn sie wollten, dass er ihnen zur Hand ginge. Er nahm niemals ein Entgelt für seine Leistungen. Brauchten sie ihn auf solche Art oder trugen sie auch nur Verlangen nach seiner immer schweisgamen und immer freundlichen Gegenwart, so riefen sie ihn. Sein dunkler Name hallte oft durch die Meeschlucht, und die Felshänge warfen ihn zurück. Der blondhaarige Knabe, an den niemand ein Anrecht besass und dem niemand Willkür anzutun vermochte, war ihnen so vertraut wie lieb, so wie von Anfang an gegeben, und unantastbar.

Er kannte die alte, öde Stadt mit all ihren Winkeln und verschollenen Bauten, wie die Tauben und Katzen, hatte seine besonderen Freunde, bei denen er zu Gast ging, sobald es ihm an Brot oder Früchten gebrach. Wenn er sich bei ihnen einfand und zu Tisch setzte, was selten geschah, so begab sich dies, als sei es so in Ordnung und niemals anders gewesen, als sei es sein Recht, mit

dessen Ausübung er den Gastgeber auszeichnete.

Die Frage nach seiner Herkunft war verstummt, er galt als der Ihre und ihrer aller Kind, seine Anmut machte sie stolz, und die Würde, mit der er von ihnen annahm, was er brauchte, ehrte sie. Nur zuweilen blieb noch ein Blick in seinen Zügen hängen, forschte inständig und unterbewusst ergriffen darin, hielt aber der Antwort der rätselhaften Knabenaugen nur mit Mühe stand. Dann war den Einfachen oder Wohlgebildeten zumute, als müssten sie ein Wort der Entschuldigung vorbringen; da es jedoch weder erwartet noch angebracht schien, verwandelte sich der unsichere Hang zum Verständnis in Zuneigung. -

. . .

In den kommenden Jahren entfremdete sich Winegoon den Bewohnern der Stadt und den Fischern mehr und mehr. Es verlautet wenig aus dieser Zeitspanne, sie zog still dahin. Der Knabe vollbrachte, nach innen gekehrten Blicks, sein scheinbar unbedeutendes Tun und sein Leben für sich. Die Abkehr von den Menschen vollzog sich jedoch ohne Lieblosigkeit oder Groll; sie ergab sich einfach dadurch, dass das Meer über die Seele des Knaben eine immer grössere Macht gewann, der er sich wie einer mütterlichen Gnadengewalt hingab, ohne zu spüren, dass er, nach den Merkmalen der Irdischen und der Dingwelt der bewohnten Erde, darüber vereinsamte. Das Meer, seine Götter und Dämonen und die Geheimnisse seiner Tiefenwelt verzauberten ihn und forderten ihn für sich.

Es erfüllte sein Gemüt zu Beginn des Tages, wenn die Sonne sich über dem Wasser erhob und ihre Strahlen auf sein Lager warf, so dass keine anderen Empfindungen in ihm aufkamen, als ein übermächtiges Glück. Er öffnete seine Augen gegen das grosse Licht, das lautlos und gewaltig über die ungeheure Hochebene des Meers auf ihn zuströmte, rotgoldene Quellenstürze, die seine Seele in solche Helligkeit erhoben, dass kein Wunsch oder Verlangen neben ihr aufkam.

Die Torbogen seiner beiden Fenster liessen den Tag zu ihm ein, grünberankt vom Laubwerk einer Pflanze, als stiege ein mit Lorbeer geschmückter Gott lächelnden Haupts, und zu aller Gunst geneigt, zu ihm ein. Die mit jedem Tage wechselnden Stimmen der Uferbrandung, bald zärtliches Geraune und Geplätscher, bald ein donnerndes Getöse von übersinnlicher Wildheit, weckten ihn mild oder herrlich, und stimmten ihn auf ihre Bewegung ein, so dass er keine eigene Regung wollte oder versuchte. Sie füllten ihn und die grossartige Welt seiner Träume und Visionen völlig aus.

Späterhin dann fieberte er oft in der Frühe vor Ungeduld, das blinkende Meer mit dem Boot zu befahren, das schaukelnde Getrage zu bestehen und mit dem ganzen Leib das frische Gewoge von Flut und Morgenwind zu spüren, das ihm die Erde unfreundlich, hart, erstarrt und leblos erscheinen liess.

Der herbe Verwesungsgeruch der Strandbänke berauschte ihn oft bis zum Taumeln, und die Nässe des Meerwassers, sein Salz und seine Kühle, brauchte er an Haut und Gliedern, wie Pflanzen nach langer Dürre den Regen. Er trieb oft sein Boot an die Felswände der Küste vor, und ass zum Brot die Muscheln, die er unter der Oberfläche

des Wassers mit dem Messer vom Gestein löste. Das Boot schwankte auf und nieder, die Sonne fiel klar und morgenkühl auf seine Hände; die Möven, hoch um ihn her, erheischten, farbig angeleuchtet wie er, ihren Anteil. Die Stadt schlief fern und versank mit ihren Menschen unter einer grauen Rauchhülle im dumpfen Moder der Erdgebilde. Er war allein in der Wasserwelt, unter Wind und Licht.

Oft blieb er, mit Brot und Wein versehen, den ganzen Tag über im verankerten Kahn an seinen Fischplätzen liegen, fing, was er wollte und brauchte, und sah über den teerbraunen Holzrand des Fahrzeugs ins Wasser nieder, um am Leben der Fische in der grünen Tiefe, an den Abhängen der unterirdischen Felswände teilzuhaben; er kannte sie alle. Er lockte sie mit dem glasigen Fleisch des Tintenfisches, den er nach dem Fang durch einen Biss tötete, bis sie aus seiner niederhängenden, stillen Hand frassen, so dass er die Berührung ihrer Mäuler, das Spiel ihrer vielgestaltigen Flossen, ihre sanfte Gier, ihr Zögern und Erschrecken kennenlernte. Hinter den schwebenden und gleitenden Bildern ihrer Fahrten trauerten geheimnisvoll die Abgründe des Unerforschbaren, das langsam vom kristallinen Grün in tiefe Schwärze überging. Dort führte es in die Geburtsstätte der Weltkräfte, in die Lebensheimat aller Regung und Gestalt. dorthin tauchte das Licht der Himmelskörper und berührte die Stätten der Fruchtbarkeit als Sonnen- und Sternensamen, kämpfte sich tiefer und tiefer, bis an die Grenzen des noch Unermittelten, und bedrängte die Wassernacht zum Aufstand gegen das Licht.

So lebte Winegoon an den Stätten über den Tiefen und der Stille, und sein Verlangen erreichte das Flächenbereich der sandigen und steinigen, beschlossenen Erde kaum noch, der Erde, die ihre Gestal-

ten längst dahin hatte, arm an Träumen und geheimnislos, ein aufgehelltes Allerlei ohne die Mutter.

Es kam ihm dies, wie auch andere Bilder seiner Eingebung, nur traumhaft zum Bewusstsein; er grübelte oder sann nicht über seine Erlebnisswelt nach, sondern er nahm sie hin wie das Element seines Daseins, und bewegte sich in ihr, wie der Tag oder die Nacht ihn führten. So wunderte er sich oft bis zum Erschrecken über die Worte und Reden der Menschen, denen er standzuhalten hatte; sein Erstaunen über ihre Anliegen brachte auch die Wohlmeinenden in Verlegenheit. Er geriet langsam in den Ruf eines gutwilligen Narren, der sich der Lebenswelt der Vernünftigen entfremdet hatte.

Jedoch solche Einschätzung vollzog sich niemals ohne eine verborgene Scheu oder Achtung, und selten unter Spott. Der in hohes Alter geratene Priester des Orts hielt sich gern, wenn auch nur selten, bei Winegoon auf, und verstand ihn von allen am besten, weil er ihn nicht anzuhören oder auszuforschen vermochte, sondern ihn und sein Treiben nur betrachtete. Er stellte wohl noch Fragen, die sich jedoch durch seine Taubheit in Aussagen verwandelt hatten, in denen das Verlangen nach einer Antwort nur noch mit einem forschenden Bedauern nachschwang. Aber seine ermüdeten Augen schauten, um das Rechte wahrzunehmen, aufmerksamer, als ein Gespräch beim holden oder bösen Trug der Worte es den Menschen für gewöhnlich erlaubt.

Der Greis spähte bei seinen Besuchen zuweilen in die Winkel des Wohn- und Schlafraums, in dem Winegoon hauste, um zu erforschen, ob Brot und Wein zur Stelle seien. Fehlte es am Nötigen, so trug er es bedächtig und ernst herbei; forderte es bei Mangel

geruhsam von denen an, die es im Ueberfluss besaßen, und machte kein Aufhebens von seinem Tun. Einmal sagte er zu Winegoon:

"Da hat nun die Darbietung von Brot und Wein in meinen letzten Lebenstagen einen recht einfachen Sinn bekommen. Ich habe mir den späten Gang mit dem Kelch und der heiligen Zehrung einmal anders vorgestellt. So sag mir, Winegoon, welches ist nun das Vorbild und welches das Nachbild?"

Er fragte wohl nur sich und erwartete keine Antwort. Winegoon hob eine Muschel vom Strand auf, an dem sie im Abendlicht saßen, fügte sie in seine Hand, so dass beide zusammen eine Schale bildeten, und hielt sie frei vor sich hin, als erwarte er, dass ein Dritter, anderer, zwischen ihnen sie füllen möchte. Da nichts geschah und der Alte nicht wusste, ob er Winegoons Handlung als eine Antwort zu verstehen habe, blieb es so eine Weile zwischen ihnen, und beide verstummten. Dem Alten war, als harrten sie still der Kraft, die die Schale füllen konnte. -

Ein anderes Mal saßen sie in der Mittagssonne auf dem Bootsrand am Strand. Der Alte meinte:

"Du hast keine Widersacher und Feinde, weil du nicht am Handel der Wirkenden und Eifernden teilnimmst, nicht im Guten und nicht im Bösen. Ich bin sehr alt, und damit unter diejenigen geraten, welche nur noch beschauen und nicht mehr schaffen, aber zwischen dem Aufgang und Niedergang des Lebens begibt sich für die Menschen ein Zeitraum des Tuns und der Tat. Wie füllst du ihn aus?"

Es war wohl auch diesmal keine Frage gewesen, sondern eher der sanfte Nachklang eines einst stärkeren Drangs zur Ermahnung. Winegoon, der nicht mit Worten entgegen konnte, beugte sich über den

Bootsrand und nahm aus dem stehenden Seewasser im Kielraum einen kleinen, lebenden Fisch, den er auf der flachen Hand in die Sonne hielt.

Man fühlte, er wollte mit diesem Vornehmen nicht eigentlich etwas tun, sondern er liess etwas zu. Er sah auf das langsam sterbende Tier nieder. In seinen Zügen zeigten sich weder das Verlangen zu quälen oder zu töten, noch der Wille Schmerzen zuzufügen, sondern die Begierde, eine Pflicht zu erlernen. Eine andächtige, beinahe holde Neugier wurde offenbar, er schien die Gegenwart des alten Mannes vergessen zu haben. Zuweilen hob er den Blick und sah steil in die Sonne empor, hellen, offenen Auges, der Lichtquelle des Himmels völlig aufgeschlossen, zugleich benommen und lichtbegierig. Er versetzte sich zugleich in den Fisch und in die Sonne, beiden fern und an beide hingegeben.

Als das Tier verendet war, legte er es auf den heissen Sand und tauchte dann seine Hand in die Flut, als prüfe und befühle er das Meerwasser. Die Haut und das verborgene Blut schmiegt sich ein und betteten sich, sie drängten und saugten, ja, es erschien fast als lauschten sie. Endlich liess er sich ins Wasser gleiten und schwamm, wobei er tief und lange tauchte.

Der Alte staunte, so sonderbar zwischen Spruch und Widerspruch geraten, dass ihm für eine Weile zumut war, als ginge es in diesem Zwischenbereich freier und erträglicher zu, als es jemals in seinem Leben an dem einen oder anderen Ufer der Entscheidung zugegangen war. Aber es sollte ihm noch weit wunderbarer ergehen, denn als der Knabe sich jetzt, nackt und nass, in der Sonne neben ihm am Strand trocknen liess, verschwammen dem Weisshaarigen plötzlich

die Bilder von Leben und Tod. Der kleine, stumme Fisch lebte und schwebte dahin, bewegte sein Flossenwerk im glitzernden Meer- und Sonnengeflimmer und beheimatete sich im All, Winegoon dagegen lag wie im Todesschlaf, verlassen von Kraft und Bewegung, wie aus Stein.

Der Alte trottete davon und liess den Knaben schlafen. Auf dem Heimweg blieb er zuweilen stehen und versuchte, seine Gedanken zu ordnen, es gelang ihm nicht recht, und er verirrte sich in sonderbare Erwägungen. Er bemühte sich, darüber ins Klare zu kommen, ob er sich nun hier, wo er stand, in einem Traum von Schale und Fisch befand, oder ob er vorhin am Strand geträumt habe, er stünde hier auf dem Weg und wolle heim.

Die morsche Stadt, deren Häuser die steilen Hänge des Bergs mühsam und altersschwach emporzuklimmen schienen, fiel in sein Blickfeld, der rissige und kantige Kirchturm, ein wenig schief, die bröckeligen Weinterassen mit ihren grauen Steinsäulen, und das gelbe Wirtsgebäude am Fischerstrand. Er stolperte mühsam auf diese Merkmale der Menschengemeinschaft zu, besorgt, sich in ihnen zu bergen, und ein Gefühl in den Kammern der Brust, als sei er mühsam der Einwirkung unheimlicher Kräfte entronnen. Ihm kam es so vor, als hausten uralte Heidengötter und Meerdämonen an der verlassenen Stätte, deren Zauberbann er entronnen war, und wenn er an Winegoon selbst zurückdachte, fiel ihn ein Schaudern an und er begriff die Heiterkeit und Stille des Knaben in dieser öden Meereinsamkeit nicht mehr, jetzt, da er selbst die Stadt erreicht hatte.

Als er aber dann durch die Häuserschatten der Strassen den Marktplatz vor der Kirche gewann, übermannte ihn die Empfindung, als wäre er zwischen Sargwänden in eine modrige Zuflucht hineingetappt,

in Bereiche des Verfalls und des Todes, und als habe er am Meer keine Stätte der Dämonen, sondern eine helle Freiheit im Glanz des Lebendigen zurückgelassen.

Ein paar Wochen darauf starb er. Es geschah ihm, wie den meisten Menschen der toten Stadt, verlassen und einsam. Der Küster wachte an seinem Sterbebett, und der Taube las die Worte des Vaterunsers von den graubärtig umschatteten Lippen seines letzten Gefährten im Diesseits ab. "Ja, ja", stammelte er, dicht vor dem Verscheiden, "Vater unser ...", und leise und verschollen endete er: "Jagt den Verkünder der ewigen Mutter ins Meer zurück, den Unväterlichen ..."

Der Küster nickte ohne hinzuhören. Um Mitternacht schloss er dem Toten die Augen. Es war kaum Licht im Zimmer, und man hörte das Meer.

Mit dem Hinscheiden des Priesters verlor Winegoon seinen letzten Lebensgefährten, denn die Einwohner der Stadt und selbst die Fischer mieden ihn, seit das Kreuz des alten Mannes sich auf dem Friedhof erhoben hatte. Sie hätten kaum aussagen können weshalb, brachten aber den Tod des Alten in Zusammenhang mit einer Einwirkung Winegoons. Nicht, dass sie darüberhinaus den verworrenen Gerüchten Glauben schenkten, die allmählich über ihn aufkamen, nein, ihre Ablehnung entstand nicht durch das Gerede und Gesage, sondern die Gerüchte erhoben sich aus ihrer heimlichen Abwehr. Er wurde ihnen fremder und fremder, da er ihre Gemeinschaft abzuweisen und zu verachten schien, und sie ihre dürftige Geselligkeit im Dahinsinken als ihre letzte Lebensgewähr empfanden.

Freilich hätten die Botschaften, die ihnen vom Weibervolk und den abergläubischen Fischerknechten zugetragen wurden, auch stärkere Seelen in Bangnis und Aufruhr versetzt. Das Erlebnis, das ein Mütterchen

beim Suchen von Meerschnecken und Muscheln am entlegenen Strand zwischen dem Gefelse gehabt haben wollte, mutete wunderbar genug an. Winegoon müsse in der kleinen, fernen Meerschluft, so berichtete sie, in die man nur von der Seeseite her gelangen konnte, die Nacht verbracht haben und sein Kahn müsse abgetrieben sein. Da sei dem Meer ein Delphin entstiegen und der Knabe habe sich auf seinen Rücken geschwungen und sei mit ihm auf den blauen Wogen davongefahren. Das Tier habe ihn wohlbehalten auf die Sandbank vor die Palastruinen gebracht, sei darauf ins Meer getaucht und verschwunden.

Die Fischer lachten sie im Sonnenschein am Strand aus. Einer von ihnen meinte:

"Sehr, sehr alt musst du sein, Mütterchen, alt wie die Welt, dass du diese Geschichte noch im Gedächtnis hast. Das ist eine verblichene Heidensage unserer Meerküsten."

Die Alte geriet in Zorn und verharrte:

"Ich weiss nichts von solch einer Sage! Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen! - Hätten aber die Vergangenen einst gelacht wie ihr, so wäre die Sage nicht auf euch gekommen."

Aber sie erheiterten sich weiterhin an der Mär der Uebersichtigen, wenn auch nur am Tage, oder in ihrer Geselligkeit beim Wein. Waren sie dagegen allein, und es wurde dunkel über der unbeleuchteten Stadt, so kam ihnen das am hellen Tage Angezweifelte und Verworfene auf andere Art in den Sinn zurück. War nicht ihr Pfarrherr durch Winegoons unsinniges Getriebe in tiefe Verwirrung geraten, galt es nicht längst als unter ihnen ausgemacht, dass sein Tod im Zusammenhang mit dem unheiligen Verhalten des Meerknaben stünde? Da gab es die Aussagen des Kirchendieners, der das Dahinsterben bewacht hatte. Der Verscheidende war von Winegoon bezaubert und

ins Ungewisse gestossen worden, seine Seele war mit einem Fluch von dannen gefahren. Wohl erzählte der Küster das am Sterbebett erlebte jedesmal und jedem anders, aber keinem erbaulich. So blieb kein Sinn in seinen Worten zurück, sondern nur ihre Finsternis, und warf Schatten auf den Sonderbaren in der Meereinsamkeit.

Winegoon ward wenig, und niemals schmerzlich, von dem Betroffenen, was sich um ihn her als Groll verdichtete, denn er verbrachte sein Dasein, ohne etwas von seinen Widersachern zu erwarten oder gar zu fordern, kaum dass er mit ihnen in Berührung kam. Seine Augen überwandten die Blindheit der meisten Menschen, die von ihren Augen verlangten, dass sie etwas erraffen und ihren Trägern einverleiben sollten, die vergessen haben, dass die Augen das Heimweh der Seele nach dem Wesen und der inneren Gestalt der Dinge vermitteln. So erwachte in seinem Geist die verschüttete Gewissheit aufs neue, dass die Kräfte und Mächte der Natur sich zu wahrsagerischen Gestalten zu erheben vermögen, und dass das Aussen und das Innen der Erscheinungen von keines Menschen Verstand ermessen und endgültig festgelegt werden können. Er hatte Unterredungen mit Wesen, die nicht von Fleisch und Blut waren, aber niemand wusste es weniger, als er selbst.

Die Gebilde verloren für ihn mehr und mehr die Bedeutung, welche ihnen ihr vergänglicher Wert oder ihre Verwendbarkeit verleihen, er liebte und ehrte in ihnen nur die geheimnisvolle Kraft, die sie hervorgebracht hatte. So sah er das Meer wie mit unsichtbaren Händen die Muschel formen, den Klippfisch, den gepanzerten Krebs und die gläserne Qualle. Die Koralle wuchs im Meereswillen gegen das Licht empor, er gebär das tote Gezinke zum Aufstieg ins Helle. Die Allmacht des lichtempfangenden Geflutes erhob sich für ihn ins Unge-

heuerliche gebärender Kraft, oft lachte er laut und glücklich vor Bewunderung in die Regionen des grossen Wassers hinunter. In solcher Hingabe sah er in hohen Augenblicken der Ergriffenheit nur noch Unsterbliches.

Zerspaltete und zerbrach er am Abend das Zweigwerk für sein Herdfeuer, so waren ihm Holz und Nahrung so gleichgültig wie sein Hunger. Was ihn beschäftigte, war das Feuer und sein leidender Genuss an der Gewissheit, dass er es auszulöschen vermochte, sobald es seinen Dienst getan hatte. Er liebte das Feuer nicht und tötete es gern. Es vermochte keine neuen Gestalten hervorzubringen, übereilt und gierig zerfrass es, was man ihm darbot. Die Wärme, die es ausströmte, erschien ihm gefährlich; alles, was man mit dem Feuer ~~xxxxxx~~ erreichen und zuwege bringen konnte, diente der Vernichtung, wie es selbst zerstörte. Sein Gefflacker war undurchsichtig und betörte, es hielt nur vor, solange ihm Gestalt gewordenes zum Opfer fiel, und seine Ausstrahlung rief kein neues Dasein hervor. Als er einmal hörte, dass die Sonne aus Feuer bestehen sollte, lachte er nur. Die Unsicherheit der Wenigen, die noch aus der Ferne an seinem Tun und Leben teilhatten, schlug in Mitleid oder Verachtung um. Ein Narr war Winegoon, ein armer Tor am Meer.

Mit seinem Eintritt in das Jünglingsalter trat ein Ereignis ein, das die Stadt in Unruhe und Aufruhr versetzte. Aus einem im Hochland gelegenen Dorf hatte sich ein junges Landmädchen mit Namen Marietta bei einem der Weinbauern für die Zeit der Ernte als Helferin verdungen, es war kaum zur Jungfrau erblüht, schön von Gestalt und Angesicht und heiteren Gemüts. Mit ihr brach eine freudige Belebung und frohe Erwartung in die herbstlichen Landschaften der Ernte und der Gemüter ein. Man sah sie überall gern in den Weingärten, auf dem Markt und beim abendlichen Trunk, zumal sie bereitwillig mit ihrem hellen Herzen auf Wort und Rede einging, wobei sich manche auf vergessene Lebens- und Glücksgüter besannen. Es erhob sich ein eifriger Bewerb um ihre Gunst und Gesellschaft, der rasch zu Unfrieden und Streit ausartete.

Mit dem erwachten Vergnügen an ihrer heiteren und lockeren Natur kamen mit lichtlosen Begierden Missgunst und Schadenfreude auf und gefährliches Gezänk der Weiber. Marietta lachte nur über den Lebenskarneval, den sie in die tauben Gassen und die modrigen Höhlen der Stadt und der Seelen brachte, und tat übermütig und belustigt das Ihre, ihn zu entfesseln und zu entflammen. Jedoch gefiel ihr weit besser, in Furcht und Entzücken, das gross-mächtige Meer, das sie zum erstenmal in ihrem Leben kennenlernte.

So musste man sie zuweilen in der Abenddämmerung vom Gemäuer der alten Bastion am Strand holen, wenn man ihre Gesellschaft in der Gaststube wollte, und es dauerte jedesmal eine Weile, bevor Marietta sich im Qualm und trüben Licht, auf engen Bänken und bei Wein und lautem Gejohle, zurecht fand. Aber sie war guten Willens und leicht für die Wünsche der Mitmenschen zu haben, weshalb alle sie liebten.

Eines Nachts, als sie dem verwilderten Getriebe im Gasthaus mit Mühe entronnen war, und, um ihren Verfolgern zu entgehen, den Heimweg

auf einem unbekannten Bergpfad suchte, traf sie unter den Steineichen einen jungen Menschen, der dürres Geäst brach und sammelte. Sie erkannte seine Gestalt im ungewissen Himmelslicht nur undeutlich, sah ihn aber in anderer Deutlichkeit, denn er trug so wenig am Körper, dass die Dürftigkeit seiner Kleidung ihn nicht entstellte. Sie zögerte, hemmte den Schritt, ohne es zu wollen, und blieb endlich stehen, da der Unbekannte in seiner Hantierung innehielt und auf sie hinsah.

"Suchst du in der Nacht Holz?" fragte sie, ein wenig von Mitleid angeregt und durch den Weingenuss aufgemuntert. "Soll ich dir zur Hand gehen?"

Sie vernahm die Antwort nicht deutlich, sah aber mit Rührung auf die schlanke und schöne Gestalt und erkannte, dass das Haar blond war.

"Bist du Winegoon?" fragte sie mit leisem Schreck und froher Erwartung. "Der Fremde?" Es war ihr von ihm erzählt worden, und die Zurückhaltung oder Ablehnung, in der es geschehen war, hatte sie neugierig gemacht.

Sie beschäftigte sich schon neben ihm im Buschwerk wie er. "Man hat mich vor dir gewarnt", erzählte sie unbefangen und im Tonfall eines freundlichen Zweifels. "Du beschwörst die unseligen Geister und treibst Zauberei. Du liebst die Gesellschaft der Menschen nicht."

Sie konnte nicht feststellen, ob er aus Unwillen oder aus Befangenheit schwieg, wollte sein Verhalten jedoch nicht als Ablehnung wahrhaben und blieb bei ihm. Da sich das leichte Gewölk am Himmel verzogen hatte, hellte die stille Nacht sich auf und die weite Fläche des Meeres unter ihnen nahm Glanz an. Sie schien sich wie eine grausilberne Mauer gegen den Horizont zu heben, und die Felsen standen tief

schwarz und gewaltig wie eine düstere, unabwendbare Nacht im sanftflimmernden Tal des Strandgeflutes. Marietta liess sich auf einer Steinstufe nieder und schaute stumm und innig ergriffen auf das grosse Bild der Meerwelt hinab. Dadurch gewann sie Gemeinschaft mit Winegoon, der sich nach einer Weile neben ihr niedersetzte und seine Augen die gleichen Wege gehen liess, die die ihren Nahmen. Weit draussen begegneten sie einander, dort waltete es freiheitlich und dem unaussprechbaren Verlangen der Seelen freundlich zugetan.

Als Marietta nach einer Weile aus der Weite ohne Grenzen und Mass zurückfand und Winegoon neben sich sah, war er ihr fremd, und sie wunderte sich über ihr Verhalten und erschrack. Draussen, fern draussen war er bei ihr gewesen, hier am Erdplatz bei den Steineichen, in der Nacht, und dicht an seiner Seite empfand sie, zum erstenmal in ihrem jungen Leben, eine schmerzhaft Verlassenheit und qualvolle Ungeduld.

"Sieh mich an", sagte sie. Es klang feindselig.

Er hob den Blick, dessen Helligkeit ihr fremd und sonderbar vorkam, und senkte ihn ruhig in ihre dunklen Augen, ohne Zuneigung oder Ablehnung, in einer so weltfernen, köhlen Freundlichkeit und Trauer, dass sie erbebte, ohne zu wissen oder auch nur zu ahnen, weshalb. Sie sprang auf und sagte:

"Ich muss nun heim ... "

Eine Pause des Zögerns entstand, dort und hier von einer unerkannten Wehmut ausgefüllt. Dann lief sie davon.

Ein paar Tage darauf machte sich Marietta am frühen Abend auf, um Winegoon in den Ruinen der alten Paläste zuzufinden. Sie trug in einem Korb Früchte, Wein und Brot, die sie unter Sommerblüten verborgen hatte; es waren die späten und zartduftenden Blumen der Felshänge und Asten aus den Gärten, die sie nahm, wo sie sie fand, und die man ihr bereitwillig gönnte.

Das Meer war bewegt, es ging Wind von Osten her, so dass die Brandung dröhnte. Marietta fürchtete sich zwischen dem hohen Gemäuer der verfallenen Bauten und der andrängenden See, und fühlte sich erleichtert, als sie das hohe Marmorportal mit den drei Säulenstufen fand, die man ihr beschrieben hatte.

Winegoon hockte an der Feuerstätte und briet einen Fisch. Da sie auf nackten Sohlen eintrat, hörte er sie neben dem prasselnden Feuer nicht, so dass sie Zeit hatte, sich zu beruhigen und ihn zu betrachten, denn sie wusste nicht recht, weshalb sie zu ihm gegangen war. Der Feuerschein beleuchtete seine Gestalt, das helle Haar schimmerte rot von der Glut. Es erbarmte sie, wie arm und dürftig er gekleidet war, am liebsten hätte sie ihm rasch und gleich ihr Tuch und Kleid geschenkt. Aber der Ausdruck seines hageren, braunen Gesichts, das sie von der Seite sah, war zufrieden.

Der grosse, hohe Raum, angeflackert vom Geflamme am Herd, kam ihr unheimlich vor in seiner zerstörten Pracht. Der Abend blaute vor den Fenstern her herein, denn der letzte Schein der untergehenden Sonne lag nur noch auf den fernen Klippen im Meer. Im Winkel glaubte sie ein Schlaflager aus Streu mit einer Decke darauf zu erkennen. Ein ockerfarbener Wein- oder Wasserkrug stand dicht am Kamin am Boden, und zwei schwere Ruder lehnten an der Wand,

als wiesen sie auf die verwitterten Bildwerke der Vergangenen auf dem Kalk der Wand hin, auf Gestaltungen, die man nicht mehr erkennen konnte. Eine graublaue Rauchwolke zog langsam vom Herd zu den Fenstertoren und belebte die öde Grossartigkeit durch ihre lautlose Flucht.

Das Mädchen hatte sich ihre Ankunft und die Begrüssung ganz anders vorgestellt; sie hatte lachend, und recht freundlich nebenhin, einmal nach Winegoon schauen wollen, den sie bei den Steineichen in der Nacht kennengelernt hatte, und den Korb hinstellen, als verstände es sich von selbst. Dann würden sie ein wenig geplaudert haben, und sie wäre hinter diesen sonderbaren Meerknaben gekommen, der es ihr im Nachtlicht bei den Steineichen angetan hatte. Jetzt quälte sie plötzlich der Gedanke an das Brot in ihrem Korb. Wein und Blumen wären genug gewesen, vielleicht auch nur Blumen, oder besser nur Wein, den alle tranken. Aber Blumen? Sie lachte auf, tat es laut, und war befreit und froh darüber.

Winegoon sah sich um und erhob sich. In seinem Gesicht zeigte sich weder Erschrecken noch Erstaunen, sondern ein Ausdruck von Freude. Er ging Marietta entgegen, wobei er seine Hände ein wenig hob, als trüge er ihr etwas entgegen. Sein Kopf war zur Seite geneigt und sein Gesicht verriet ein Bedauern, als schmerze es ihn, dass er ihr nichts entgegenzubringen vermochte, als nur sich. Jedoch diese Gebärde, die man wohl hätte demütig nennen können, wirkte auf Marietta nicht so, wie sie den Menschen erschienen wäre, sondern sie trug dem Kinderherzen ein Erzittern an, so dass sie sich, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, vor ihm verneigte. Der Korb fiel ihr aus der Hand, und die Blumen, die darin zuoberst

lagen, zerstreuten sich zwischen ihnen auf dem Boden.

"Ach", rief sie bedauernd und las die Farbigen vom sandigen Grund auf. Er half ihr, und das gemeinsame Tun verbannte die anfängliche Befangenheit, zumal Marietta jetzt, wenn das rechte Wort oder die rechte Antwort sich nicht einstellen wollten, ihr fröhliches Lachen für beide einfallen liess. Und es galt wirklich dafür, denn Winegoon nahm ihr Lachen wie Aussagen oder Gaben entgegen, als plätscherte das Wasser oder als blühten ihre Lippen. Sie fühlte rasch, und ihr Herz erleichterte sich glücklich, dass er sie nicht einschätzte, sondern dass sie ihn entzückte.

Er teilte den Fisch mit ihr, als er geröstet war, wobei er das weiche und zarte Fleisch mit den Fingern von der Rückengräte löste und es ihr in den Mund schob. Dann assen sie Brot zum Wein, und Marietta plauderte heiter und jetzt ohne Rückhalt, es fiel ihr kaum auf, dass Winegoon nur selten Antwort gab. Wohl aber nahm sie wahr, wie innig ~~xx~~ und eindringlich er sie betrachtete; immer wieder kam es ihr so vor, als suche er ganz andere Dinge zu erfahren und zu verstehen, als das, was sie vorbrachte. Aber sie fühlte sich, wie alle, die lauterem Herzen sind, nicht durch die Befürchtung bedrängt, es möchte jemand tiefer in ihre Seele eindringen, als sie selbst es zuwege brachte.

"Ich kann auch Lieder singen", plauderte sie arglos dahin, "willst du? Dies eine singen die Leute in meiner Heimat. Es ist nur ganz einfach und vielleicht traurig, aber sie sind ja weit vom Meer, hinter den Bergen. Ich weiss das Lied nicht ganz, aber so beginnt es." Und sie hub mit tiefer und schöner Kinderstimme zu singen an.

Ich ging aus, dich zu sehen,
und ich fand nur das Meer,
hörte den Wind wehen,
und das Herz war mir schwer.

"Siehst du, nun weiss ich nicht weiter, oder vielleicht ist es doch schon zu Ende?"

"Ja", sagte Winegoon. Er hörte und betrachtete Marietta wie im Traum, so dass sie verstummte, als dürfte man ihn jetzt auf keinen Fall wecken. Er sah nicht ihre geneigte junge Gestalt, nicht das bunte Tuch, das das schwarze Haar bändigte, noch das ein wenig verlegene Gezitter um ihre Lippen, die rot und feucht schimmerten. Er erschaute ein kindliches, traurig-holdes Verlangen in seelischer Gestalt und vernahm einen dunklen Ruf, wie von einem fernen und vergessenen Ufer. Umher taute ein verschleiernes Gewölk, und eine Preisgegebenheit und Verlorenheit herrschte wie ein grausames Gesetz. Es erhob sich weit über die Erde hin eine Forderung der Natur, die zu einem Glaubenswillen an eine Gemeinschaft ohne Bestand aufrief.

"Jetzt hab' ich dich traurig gemacht", sagte Marietta mit Bangen.

Er erwachte und erblickte jetzt das Mädchen, wie es vor ihm stand und sich ihm zuneigte. Die Bilder und Gesichte versanken, und die Heiterkeit der Wirklichkeit weckte ihn ganz.

"Nein", sagte er ernst und ruhig, "nicht diesen Weg ... "

"Wolltest du gehen, wollen wir zusammen gehen? Welchen Weg meinst du, Winegoon?"

Sie atmete erfreut auf, weil er aus seiner Versunkenheit, die

ihr Furcht einflösste, zurückgefunden hatte, und suchte nach einem Gefäss für die Blumen, unbewusst darum bemüht, ihn abzulenken. Er sah, was sie wollte, und gab ihr den Krug, nachdem er Wasser über seine Hände und ins Feuer gegossen hatte. Darüber brach das tiefblaue Abendlicht in den Raum, der sich jedoch eher aufhellte als verdunkelte, denn der Himmelschein liess die Gestalten deutlicher und ruhiger auftauchen, als er das Gefflacker des Feuers getan hatte.

Winegoon verliess den Raum nach einer Weile, und Marietta folgte ihm. Er führte sie, fort von der Stadt, zwischen den grossen Felsblöcken an der See dahin, und sie kletterten auf einen hohen Felshang, der schroff zum Meer abfiel. Winegoon wollte offenbar einen bestimmten Ort erreichen, und Marietta folgte ihm mühsam und verbarg ihre Furcht. Endlich liessen sie sich im Wind auf der Höhe nieder und Winegoon wies über das Meer hin, dessen Branden hier nur schwach zu ihnen empordrang, auf die fernen, zackigen Klippen. Sie wusste, ohne dass er es sagte, dass sie lauschen sollte, und tat es andächtig, da sie an seiner Seite ohne Aufhör auf etwas Wunderbares wartete, nicht nur, weil man es ihr erzählt hatte, sondern weil seine Gegenwart das Gewöhnliche und ihr Vertraute ausschaltete, als gäbe es nur die Welt, in der er lebte, und keine andere.

Da vernahm sie über das gedämpfte Rauschen des Windes dahin nach einer Weile, als es schon dunkel geworden war, vom Meer her ein melodisches Getön, die grauen Wasserklänge nahmen Farbe an, es hallte wohllautend und festlich, als klänge aus weiter Ferne eine Musik auf. Und nun erhoben sich wie im Orgelgebrause helle und schwermütige Stimmen, ein grosser Gesang. Wie hinter Meer und

Welt hervor tönnten Knabenchöre auf, nicht Männer- noch Frauenstimmen, sondern Laute des Unberührbaren, die selig aufklagten und klagend jauchzten. Der Gesang brach mit Gewalt in die Bereiche der Seele und erschuf über Sinnen und Verstand hinaus die Zuversicht einer unirdischen Gemeinschaft, die im All beheimatet war, er tönte das im Zeitlichen Ersehnte an und brachte es zur ewigen Ruhe.

Marietta suchte, blass vor Staunen und Ergriffenheit, nach Winegoons Hand, sie tastete hilflos nach einem Halt und meinte, sie müsse ihm sagen, was sie hörte. Als sie aber in der Nachtdämmerung sein Gesicht erkannte, fühlte sie, dass er jetzt und niemals hören würde, was sie sagte. -

Die Sterne leuchteten ihnen auf unsicherem Weg nach Hause, und Marietta zauderte, ob sie noch einmal eintreten dürfe, es war schon Mitternacht. Sie blieb auf den Säulen stufen unter dem Portal stehen und reichte Winegoon die Hand, vermeinend, er solle beschließen, was sie nicht zu entscheiden vermochte. Er berührte ihre Hand nicht, sondern sagte zum Abschied:

"Es war so schön auf dem Hügel unter den Bäumen in der Nacht, du bist so freundlich gewesen ... "

"Ach", unterbrach sie ihn, "das war nicht viel, Winegoon."

"Mehr ist es hier nie", antwortete er und trat in den Schatten des dunklen Tors. -

Sie kam nicht wieder. Eines Tages, als das Meer so ruhig war, dass es Winegoons Gestalt und sein Gesicht, die sich tief über den Felsen niederbeugten, in seinem Spiegel auffing und zurückwarf, betrachtete er das stille Bild, das ihn betrachtete. Er sah

nicht das arme, vertane Angesicht, das von verwirrtem Haar umgeben war, nicht den glanzlosen Blick, der, wie nach innen gerichtet, verlosch, noch den hilflos lächelnden Mund, der versagte. Er sah nicht den hinfällig gewordenen Körper, sondern er erfuhr aufs neue und mit Erbeben die Kraft, die beide erschaffen hatte, das Bildnis und das Spiegelbild, ihn, Winegoon, wie man ihn nannte. Ohne Stärke und Schöne begab sich, was er sah und bedeutete, aber begab zu schauen und begnadet entzückt zu sein. Und über seine Lippen kam, aus Ehrfurcht geboren, leise, wie der Meerklang an herrlichen Tagen, das eine, das ewige Wort. - Wer will es sagen?